

HORST SITTA

## **Defizit oder Entwicklung Zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten**

### **1. Zum Thema**

Ein Phantom geistert durch Deutschland, dem sagenhaften Yeti vergleichbar oder dem Ungeheuer von Loch Ness, immer mal wieder, wieder einmal – die Mär vom Verlust der Muttersprache, speziell bei den jungen Menschen, die Mär vom Sprachverfall. Nicht die berufenen Fachleute, die Linguisten, sind es in aller Regel, die ihn wahrnehmen; selbsternannte Hüter der Sprache vielmehr, durch differenzierte Sachkenntnis nicht sonderlich belastet, bewegt hingegen (wenn man ihnen glauben darf) von brennender Sorge, werden nicht müde, ihn zu beschwören. Dabei hat er mit den anderen Phantomen gemeinsam, daß zwar keiner ihn gesehen hat, aber jeder weiß, daß es ihn gibt. Konkreter: Keiner, der ihn behauptet, hat Untersuchungen angestellt und Beweise vorgelegt, keiner auch hat ihn beschrieben, keiner hat Domänen ausgegrenzt, wo die Situation besonders besorgniserregend ist und Abhilfe daher besonders nottut.

Ich fühle mich in meiner germanistischen Arbeit seit frühen Jahren der Schule besonders verpflichtet. Es mag damit zusammenhängen, daß ich mich durch die Rede vom Sprachverfall immer besonders angesprochen und auch angegriffen gefühlt habe: Zumindest implizit enthält sie ja den Vorwurf, die Schule und dahinter die universitäre Lehrerbildung leiste im Bereich der Spracherziehung nicht das, was man von ihr verlangen dürfe. Jedenfalls liegt hier der Grund für mein Interesse an der angesprochenen Problematik, präziser: an der Frage, was junge Menschen sprachlich können, wie ihr Können relativ zu dem früherer Generationen zu beurteilen sei und was es mit dem „Sprachverfall“ wirklich für eine Bewandnis habe.

Was ich – vor dem Hintergrund dieses Interesses – im folgenden vortragen werde, verdankt sich zu einem guten Teil der Arbeit in einem Forschungsprojekt an meinem Zürcher Lehrstuhl, die gerade begonnen hat; sie steht unter der Leitung von P. Sieber. Ziel des Projekts ist die Erhebung und Beschreibung der muttersprachlichen Fähigkeiten von Maturanden (Abiturienten) und Studienanfängern in der Deutschschweiz.<sup>1</sup> Ich gehe in

<sup>1</sup> Wir haben die Hoffnung, hier zu Aussagen zu kommen, die auch über die Deutschschweiz hinaus gelten, und wir halten Kontakt mit Unternehmungen im übrigen deutschsprachigen Raum, die unter der gleichen Fragestellung arbeiten.

drei Schritten vor: Zunächst werde ich – im Sinne von Vorüberlegungen – einige Begriffe klären, das Thema eingrenzen und damit einen Horizont entwickeln, vor dem das Problem meiner Einschätzung nach zu sehen ist. In einem zweiten Schritt konfrontiere ich – zunächst noch sehr pauschal – das Urteil der Öffentlichkeit über die muttersprachlichen Fähigkeiten junger Menschen von heute mit Aussagen und Ergebnissen der Forschung – hier rufe ich lediglich in unserem Fach bereits Gewußtes in Erinnerung. In einem dritten Schritt schließlich berichte ich aus unserem Projekt.

## 2. Sprachverfall – was ist das eigentlich?

### 2.1. Sprachverfall

Wer vom „Sprachverfall“ spricht, suggeriert Übergang von einem goldenen Zeitalter zu einem silbernen und einem ehernen. Wann – so muß man da fragen dürfen – war denn eigentlich dieses goldene Zeitalter? Und an welchen besonderen Merkmalen ist es erkennbar? Um von der zweiten Frage her zu beginnen: Es muß ein hoch kommunikationsintensives Zeitalter gewesen sein, eine Zeit, in der umfassend gebildete Menschen gelebt und auf hohem kommunikativen Niveau ihre Welt geprägt haben. Wann ist eine solche Zeit anzusetzen? Wenn wir Lese- und Schreibfähigkeit als *conditio sine qua non* für eine solche Zeit postulieren und die Kategorie „Quantität“ nicht von vornherein völlig vernachlässigen wollen, also eine gewisse Breite der Bildung als eine Voraussetzung annehmen, dürfen wir diese Zeit sicher nicht allzu früh, also beispielsweise nicht vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht ansetzen. Erst danach gibt es – übrigens zunächst in durchaus überschaubarer Qualität und Quantität – so etwas wie Literalität in unserer Gesellschaft. Die allgemeine Schulpflicht aber wurde im deutschsprachigen Raum nach schüchternen Anfängen im 17. Jahrhundert erst nach und nach im 18. und im 19. Jahrhundert eingeführt, als allgemeine Schulpflicht im strengen Sinne gar erst durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919.<sup>2</sup>

In was für einem sprachlichen Umfeld lebten die Menschen in früheren Zeiten, was können sie – sprachlich – gelernt haben? Um einmal nur auf das 19. Jahrhundert zurückzuschauen: Vor 100 Jahren legte im Kanton Zürich von hundert einer die Maturprüfung ab,<sup>3</sup> in Preußen waren es doppelt so viele: zwei. Demgegenüber besucht heute z.B. in der Bundesrepublik Deutschland fast ein Viertel eines Altersjahrgangs das Gymna-

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu detaillierter Blankertz 1982, S. 59f.

<sup>3</sup> Differenziertere Angaben finden sich bei Imhof u.a. 1984.

sium, 5 % eine Gesamtschule, noch einmal 25 % die Realschule und nur 40 % eine Hauptschule, die aber weitgehend bis zur 10. Klasse führt. Jeder 12. Berufstätige in der Bundesrepublik verfügt über einen Hochschulabschluß, nach Angaben der Bundesanstalt für Arbeit wird es Ende dieses Jahrhunderts jeder 6. sein.<sup>4</sup> Auch wenn wir mit der Möglichkeit rechnen, daß gymnasiale und universitäre Ausbildung zu früheren Zeiten auf höherem Niveau stand (obwohl in meinen Augen wenig dafür spricht), gilt wohl doch im ganzen, was H.-D. Kübler (1985, S. 345) treffend so formuliert:

Allein die vergleichsweise längere Verweildauer eines größeren Generationsanteils in formellen Bildungsgängen erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß mehr Kinder und Jugendliche ausgiebiger mit sprachlichen Phänomenen unter didaktischer Anleitung, also in geplanten, nicht ausschließlich instrumentellen Zwecken gehorchenden Verwendungssituationen, konfrontiert werden und daß sie ungleich mehr Motivationsanreize wie Gelegenheiten erhalten, sich mit Sprache konstruktiv, reflexiv und praktisch zu befassen.

Wer nach dem Besuch der Schule nicht weiterstudiert, sondern eine praktische Ausbildung wählt, steht gleichwohl unter intellektuellen und eben auch sprachlichen Anforderungen, die für frühere Zeiten ganz undenkbar waren. Der Lehrling etwa, der sich zum Automechaniker ausbilden läßt, der junge Installateur muß Kenntnisse und Fähigkeiten unter Beweis stellen, die seinen Altersgenossen früher in vergleichbarer Weise nie abverlangt worden sind, und diese Fähigkeiten sind auch solche des Lesens (z.B. Pläne lesen) und des Schreibens, des (Hör-)Verstehens und Formulierens, kurz: der sprachlichen Verarbeitung.

Wie steht es konkret im Bereich der Schriftlichkeit? Werfen wir nur einen Blick auf die Buchproduktion. Einigermaßen pointiert hat die Zürcher Weltwoche (Nr. 49 vom 8.12.1988, S. 73) die Situation so beschrieben:

Im Jahr, da Goethe geboren wurde (1749), gab's 1344 deutschsprachige Neuerscheinungen. Als er starb (1832): 8372. An seinem 100. Todestag: 30 073. Auf der heurigen Buchmesse: über 338 000!

Zeitungen und Zeitschriften erscheinen in steigender oder wenigstens kontinuierlicher Auflage, und das sagt ja nicht nur etwas über die Produktionsbedingungen aus, sondern auch über die Aufnahme durch Leser. Aufs Ganze gesehen läßt sich hier mindestens sagen: Mag die Breite des Spektrums groß und die Qualität der angebotenen Sprache unterschiedlich sein: Mindestens wird in einem Ausmaß publiziert und auch gelesen wie nie zuvor.

---

<sup>4</sup> Angaben nach Kübler 1985, S. 345.

Schließlich die elektronischen Medien: Natürlich läßt sich über die „Qualität“ des sprachlichen Angebots von Radio und Fernsehen unter verschiedenen Gesichtspunkten intelligent streiten. Unstrittig dürfte aber doch sein, daß hier jedenfalls ein breites, sprachlich geprägtes Umfeld existiert, das Anforderungen stellt – unterschiedliche gewiß, auch unterschiedlich anspruchsvolle, aber jedenfalls Anforderungen. Und wo hat es das in dieser Breite in einer früheren Zeit gegeben.<sup>5</sup>

Zusammengefaßt und verallgemeinert: Zu keiner Zeit früher waren Menschen in unserer Sprachgemeinschaft so gut auf kompetenten Umgang mit Sprache vorbereitet wie heute, zu keiner Zeit waren sie in so breitem Maße von Sprache umgeben, war menschliches Leben so stark von Kommunikation geprägt wie heute. Demgegenüber war die hohe Kultur früherer Zeiten, die man glorifizierend unserer „Verfallsepoche“ entgegenhält, im besten Fall die Kultur einer schmalen Schicht; die Sprachkultur auch noch des 19. Jahrhunderts war die Sprachkultur einer kleinen Elite, und sie realisierte sich vorwiegend im Besitz der Hochsprache als einer geschriebenen Sprache. Ist es unter diesen Umständen plausibel, ein goldenes Zeitalter in einer weit zurückliegenden Vergangenheit zu suchen?

## 2.2. Sprachverfall

Wer pauschal von Sprachverfall spricht, kann sehr unterschiedlichen Phänomenen Verfall zusprechen: Er kann meinen, daß unsere Sprache – Sprache verstanden als Inventar an Zeichen und Strukturen – verfallt; er kann zum andern meinen, daß das Sprachvermögen der Sprecher einer bestimmten (Mutter-)Sprache verfallt, und er kann schließlich mei-

---

<sup>5</sup> Um hier ja nicht mißverstanden zu werden: Ich finde z.B. persönlich das Angebot des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, soweit ich es überblicke, pauschal dürftig bis miserabel (vermutlich gilt das auch für die DDR, doch kenne ich die Situation dort nicht). Ich würde persönlich viel lieber in einer Gesellschaft leben, in der literarische und philosophische Reflexion einen höheren Stellenwert haben als wirtschaftliche Indices, die allgemeine Jagd nach Geld und eine flache Vergnügungsindustrie. Ich leide darunter, daß es – um es mit Oscar Wilde zu sagen – so viele Menschen gibt, die den Preis von allem und den Wert von nichts kennen. Ich meine also nicht, unsere Welt sei vollkommen oder auch nur gut. Ich meine nur, sie sei nie besser gewesen. Wir müssen uns davor hüten, unsere Träume von einer besseren Welt idealisierend in die Vergangenheit zurückzuprojizieren und so zu tun, als sei es irgendwann einmal allgemeiner Standard gewesen, daß man etwa, wenn man sich auf der Straße traf, mit einem Zitat von Homer begrüßt wurde und geistesgegenwärtig mit einem Diktum von Plato konterte. Anders gesagt: Auch vor hundert Jahren hat nicht überall die ganze Familie – nach gemeinsamer abendlicher Hausmusik – andächtig dem Hausvater zugehört, der aus dem Grimmschen Wörterbuch vorlas.

nen, daß sich im Sprachgebrauch von Menschen eine Entwicklung zum Schlechteren aufweisen lasse. Was eigentlich ist gemeint?

Es hängt mit der Pauschalität des Verfallsurteils zusammen, daß diese Frage bezogen auf das Urteil der öffentlichen Meinung nicht beantwortet werden kann. „Alles wird schlechter“, ist zu verstehen, so wie der Schnee im Winter nicht mehr das ist, was er einmal war, oder die Sonne im Sommer. Wir aber müssen für unsere Arbeit differenzieren. Und hier ist vor allem anderen mit Nachdruck herauszustellen: Ganz gewiß nicht kann das Verfallsurteil unsere Sprache treffen. Als Instrument ebenso wie als Spiegel der Entwicklung unserer Gesellschaft hat sie sich im Lauf gerade auch ihrer jüngsten Geschichte entwickelt, hin zu größerer Vielfalt und Differenziertheit, und zwar in allen Bereichen; und wo es auf der einen Seite Abbau und Verlust gegeben haben mag, da hat es auf einer anderen Seite Zuwachs und Weiterentwicklung gegeben. Unter Linguisten – so darf ich unterstellen – herrscht darüber Konsens;<sup>6</sup> ich vertiefe diesen Punkt daher an dieser Stelle nicht. So bleibt die Frage nach Veränderungen in Sprachvermögen und Sprachgebrauch. Ihr wollen wir uns im folgenden zuwenden.

### 3. Sprachverfall – Tatsachen und Meinungen

Verfall von Sprachvermögen und Sprachgebrauch – was kann damit gemeint sein? Halten wir uns für den Versuch einer Antwort fürs erste einmal an eingeführte sprachdidaktische Unterscheidungen, so lassen sich – bezogen zunächst auf das Sprachvermögen – grob vier Teilfähigkeiten auseinanderhalten: Lesefähigkeit, Schreibfähigkeit, Sprechfähigkeit und (Hör-)Verstehensfähigkeit. Welche von ihnen ist besonders im Visier der Sprachverfallsdebatte? Die Frage ist – auch nach Prüfung vieler Äußerungen – nicht leicht zu beantworten. Hervorstechendstes Merkmal des Verfallsvorwurfs ist tatsächlich seine Pauschalität. Wenn ich die Zeichen richtig deute, gilt das kritische Urteil aber primär den Fähigkeiten, die mit „Schriftlichkeit“ zusammenhängen, der Fähigkeit also zu lesen, der Fähigkeit zu schreiben und hier vor allem: der Fähigkeit, orthographisch korrekt zu schreiben. Konzentrieren wir uns – Konzentration tut hier not – auf diese Punkte. Wie steht es mit diesen Fähigkeiten?

Nun ist hier der wissenschaftlichen Ehrlichkeit halber zunächst einmal herauszustellen, daß es insgesamt sehr wenige empirische Sprachstands- bzw. Sprachfähigkeitsuntersuchungen gibt, daß auch der angesprochene Bereich nicht gut abgedeckt ist und daß die wenigen Untersuchungen, die

---

<sup>6</sup> Zuletzt hat darüber eindringlich und überzeugend Drosdowski (1988) gehandelt.

es gibt, schlecht aufeinander beziehbar sind (weil sie an sehr unterschiedlichen Probanden vorgenommen worden sind, zu unterschiedlicher Zeit und unter ganz unterschiedlichem Interesse). Insbesondere gibt es kaum historisch vergleichende Untersuchungen. Das hängt natürlich vor allem damit zusammen, daß jede Arbeit hier auf schier unlösbare methodische Schwierigkeiten stößt. Einmal grenzt sich praktisch der ganze Bereich der Mündlichkeit weitgehend aus dem Feld möglicher Arbeit aus, zumindest ist historische Rekonstruktion hier nur höchst eingeschränkt möglich. Aber auch bezogen auf Schriftlichkeit ist wissenschaftliche Arbeit nicht leicht. So gibt es z.B. zwar vergleichende Untersuchungen zur Lesefähigkeit, so gut wie keine aber zum Schreiben, und wo es sie gibt, muß man sehr auf der Hut sein: Schriftliche Arbeiten sind vor 50 oder vor 100 Jahren unter anderen Bedingungen entstanden als heute; was bei der Arbeit herausgekommen ist, ist daher nicht ohne weiteres miteinander vergleichbar. So wurden beispielsweise bis etwa 1925 Aufsätze inhaltlich weitgehend im Unterricht vorbereitet, was an eigentlicher Schülerleistung verlangt wurde, betraf Gliederung und Stil, Orthographie und Interpunktion.<sup>7</sup> Wenn daher Schulaufsätze vor 60 Jahren in diesen Bereichen „besser“ waren, so konnten sie das u.a. auch deswegen sein, weil in die Aufgabenstellung Anforderungen nicht eingegangen sind, die heute ein großes Gewicht haben.

Die Einschränkungen, die mit diesen Bedingungen gegeben sind, haben wir uns bewußt zu halten. Dies vorausgeschickt aber läßt sich doch pauschal feststellen, daß die wissenschaftlichen Untersuchungen, die es gibt und die seriös sind, den allgemeinen Pessimismus hinsichtlich der sprachlichen Fähigkeiten der „heutigen Jugend“ nicht stützen.

Wie sieht es nun im einzelnen aus?

### 3.1. Lesefähigkeit

Was die Lesefähigkeit angeht, existiert leider keine größere neuere Studie aus dem deutschen Sprachraum. Eine sehr breite Untersuchung ist aber vor nicht allzu langer Zeit für die Vereinigten Staaten vorgelegt worden, die Studie des National Assessment of Educational Progress, NEAP 1985, entstanden vor dem Hintergrund der dortigen Analphabetismusdebatte. Und da diese hier wie dort durchaus gleichlaufende Züge zeigt, könnten die Ergebnisse dieser Untersuchung doch auch für uns wichtige Tendenzen aufzeigen. Die Untersuchungen belegen z.B. sehr deutlich, daß (sogar in den USA) Schüler im Alter von 9, 13 und 17 Jahren 1984 bes-

---

<sup>7</sup> Dazu jetzt detaillierter Ludwig 1988. Zum ganzen Komplex vgl. auch Sitta 1989.

sere Leseleistungen erbracht haben als Schüler des gleichen Alters 1971, daß 95 - 98 % aller 13- bis 17-Jährigen mit einfachen Texten umgehen können und daß 84 % der 17-Jährigen in der Lage sind, in Texten nach bestimmten Informationen zu suchen, gedankliche Bezüge in einem Text herzustellen und Grundgedanken herauszuarbeiten.<sup>8</sup> Gewiß ist das nicht umwerfend. Bedenkt man aber, daß vor 100 Jahren als „alphabetisiert“ galt, wer seinen Namen schreiben konnte, dann läßt sich jedenfalls nicht leichthin von einer Verschlechterung sprechen.<sup>9</sup>

### 3.2. Fähigkeit, einen Text zu verfassen

In die Fähigkeit, einen Text zu verfassen, gehen eine Fülle von Teilfähigkeiten ein, möglicherweise mehr als in jede andere der aufgeführten Fähigkeiten; zu nennen sind hier – gewissermaßen „von oben nach unten“ – u.a. die Fähigkeit, einen Text wohlorganisiert aufzubauen, einen Gedankengang durchzuhalten, sauber zu argumentieren, stilistisch überzeugend und grammatisch korrekt zu schreiben, den Regeln der Orthographie und der Interpunktion zu folgen und schließlich eine präsentable graphische Darstellung zu realisieren. Es leuchtet wohl ein, daß Untersuchungen hier besonders schwierig sind. Umso dankbarer sind wir daher für eine kleine Studie von H. Villiger (1979), besonders dankbar auch deswegen, weil sie an einer Stelle ansetzt, die uns von unserem Projekt her ganz speziell interessiert: Villiger vergleicht 44 Maturaufsätze des Jahrgangs 1962 mit 49 Arbeiten aus dem Jahr 1978 auf ihre sprachliche Qualität hin. Die Arbeiten stammen aus dem gleichen Gymnasium, die Textmengen sind gleich groß und für seine Auswertung hat sich der Autor besondere Disziplin auferlegt. Seine Ergebnisse sind – knapp zusammengefaßt:

Es gibt zwischen 1962 und 1978 eine leichte Zunahme im Fehlertotal, die vor allem auf eine Steigerung der Verstöße gegen die Normen der Graphie zurückzuführen ist. Leicht verbessert hat sich die formale sprachliche Korrektheit, besorgniserregende Mängel konstatiert Villiger im Bereich der „Sprachlogik“ – es handelt sich hier im wesentlichen um die Prinzipien der Satzverknüpfung und der Textorganisation. Zusammenfassend stellt Villiger (1979, S. 5) heraus, „daß die Gesamtzahl der Fehler um einen viel geringeren Betrag zugenommen hat, als man auf Grund der zahlreichen Kassandrarufer erwarten müßte...“.

---

<sup>8</sup> Angaben nach Brügelmann 1987, S. 255-257.

<sup>9</sup> Detaillierter geht darauf Sieber 1990 ein.

### 3.3. Rechtschreibfähigkeit

Die Ergebnisse der Studie von H. Villiger scheinen auf den ersten Blick ein kritisches Urteil über zeitgenössische Rechtschreibfähigkeit nahezu legen. Dem widerspricht entschieden das Urteil, das W. Menzel, sicher der beste Kenner dieses Bereichs in der Bundesrepublik, unter der Überschrift „Sind die Rechtschreibleistungen tatsächlich schlechter geworden?“ 1985 fällt. Er definiert Rechtschreibleistung als die „Fähigkeit, die Menge der verschiedenen Wörter, die in jeweils aktuellen Gebrauchssituationen im Textzusammenhang verwendet werden, richtig schreiben zu können“ (Menzel 1985, S. 5), und stellt (ebenda) bezüglich dieser Fähigkeit mit wünschenswerter Deutlichkeit fest:

Es gibt bisher keine einzige stichhaltige Untersuchung, aus der eindeutig hervorgeht, daß die Schüler oder die Studenten von heute (oder auch nur die eines bestimmten Jahrganges) schlechter in ihren Rechtschreibleistungen wären als die einer vorangegangenen Generation. Was zu erfahren ist, beschränkt sich weitgehend auf Aussagen wie: Heutige Abiturienten, Studienanfänger, Prüflinge in Aufnahmeprüfungen von Betrieben usf. produzieren mehr Rechtschreibfehler als früher. Ich möchte dies nicht bezweifeln. Solche Angaben besagen aber nicht mehr, als daß eine Anzahl von Menschen heute mit erheblichen Rechtschreibproblemen in bestimmte Prüfungssituationen vorstößt, in denen ihre Rechtschreibfehler auffällig werden. Mehr und andere Studenten/Abiturienten als früher produzieren mehr (und vermutlich andere) Rechtschreibfehler. Es ist aber zugleich wahrscheinlich, daß jene 8 % von Schülern, die früher ohne auffällige Rechtschreibprobleme ihr Abitur gemacht haben, auch heute kaum Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung haben; daß es jene Anzahl von Studienanfängern, die 1960 ihre Seminararbeiten fehlerlos abgeben konnten, auch heute noch gibt. Und es ist wahrscheinlich, daß die Gesamtpopulation derer, die deutsche Schulen verlassen haben, heute schriftsprachliche Leistungen (auch Rechtschreibleistungen) erbringt wie in keiner Generation zuvor.

Was Menzel hier zusammenfassend auf den Punkt bringt, hat im Rahmen eines (ebenfalls von Menzel geleiteten) Forschungsprojekts R. Vogel (1985, S. 64) detaillierter beschrieben. Er hat Schüleraufsätze des 3./4. Schuljahrs von 1972/74 mit solchen von 1982/84 bezüglich der Rechtschreibfehler verglichen. Seine Ergebnisse auf der Basis aller ausgezählten Aufsätze von damals und heute kommentiert er so:

1. Die Schüler verwenden in weniger Aufsätzen insgesamt heute mehr Wörter als früher; ihre Texte sind länger.
2. Sie gebrauchen nicht nur mehr Wörter insgesamt, sondern auch mehr verschiedene Wörter.
3. Dabei produzieren sie mehr verschiedene Fehler im Verhältnis zu den verwendeten Wörtern (4.8 % heute, 3.93 % damals).

4. In Bezug auf die verwendeten verschiedenen Wörter produzieren die Schüler heute aber weniger Fehler als damals (22.96 % heute gegenüber 24.26 % damals).

Und als erstes Fazit formuliert R. Vogel (1985, S. 64):

Weder die sprachlichen noch die Rechtschreibleistungen der Schüler von heute sind so schlecht, wie vielfach angenommen wird. Eher das Gegenteil ist der Fall. Der Wortschatz der Schüler ist heute umfangreicher als vor zehn Jahren, und bezogen darauf sind die Rechtschreibfehler etwas zurückgegangen.

### 3.4. Versuch eines ersten Resümees:

Wir wollen nicht verschweigen, daß H. Villiger (1979, S. 20), seine Detailergebnisse zusammenfassend, geschrieben hat: „Das muttersprachliche Können der Maturanden hat zwar nicht abgenommen, aber es war schon im Jahre 1962 schlecht genug.“ Auch W. Menzel hat Mängel nicht bestritten, er hat lediglich der These vom Verfall widersprochen. Und die Lesefähigkeiten, die die NAEP-Studie den amerikanischen Jugendlichen zuweist, sind natürlich – machen wir uns nichts vor – nicht geeignet, uns vor Bewunderung aus dem Sessel zu reißen. Wie ist also das, was man beschrieben hat, zu beurteilen? Vielleicht so:

Gemessen an dem Können in der Vergangenheit ist – jedenfalls in den Bereichen, zu denen Studien existieren – keine besorgniserregende Abnahme zu diagnostizieren. Das besagt allerdings keineswegs, daß das Sprachvermögen als hoch oder auch nur als ausreichend anzusehen ist, wenn man es an den Erfordernissen unserer Zeit mißt. Und hier gilt zum Beispiel:

a) Unter den gesellschaftlichen Bedingungen, die unser Leben bestimmen, muß eine größere Anzahl von Menschen über hohe sprachliche (vor allem auch: schriftsprachliche) Fähigkeiten verfügen als je zuvor, und sie muß sie beweisen können.

H.W. Giese (1987, S. 263) hat das so formuliert:

Die Erwartungen an die schriftlichen Grundfähigkeiten der einzelnen Menschen haben sich in den letzten Jahren allgemein verändert: Jeder soll in der Lage sein, funktionale Anforderungen zu erfüllen. Ein Scheck muß ausgefüllt werden, eine Nummer aus dem Telefonverzeichnis herausgesucht werden; auch soll eine kurze Notiz hinterlassen werden können. Die Forderung nach 'Alphabetisiertheit' hat sich zu einer Überprüfung der Kenntnisse entwickelt: Es reicht nicht mehr, daß jeder zugesteht, ein alphabetisierter Mensch zu sein und dieses Zugeständnis durch das Schreiben seines Namens symbolisch bekräftigt; jeder soll sich 'funktional alphabetisiert' verhalten. Wer dies nicht kann, wird ausgegrenzt als 'Analphabet' und zu einer Gruppe gerechnet, deren Größe

nach 'Schätzungen' zwischen einer und drei Millionen deutschsprachiger Menschen liegen soll.

Unter anderem heißt das: „Funktionale Analphabeten“ sind nur insofern eine Erscheinung unserer Zeit, als diese Zeit funktionale Alphabetisierung zu einer *conditio sine qua non* macht.

b) Die Anforderungen an sprachliche (insbesondere schriftsprachliche) Fähigkeiten sind höher als je zuvor.

Dazu noch einmal H. W. Giese (1987, S. 265):

Darüberhinaus ist jedoch festzuhalten, daß die Strukturen der gesellschaftlichen Kommunikation sich in den letzten Jahren tatsächlich gravierend verändert haben, wobei diese Veränderungen (zunächst) für Analphabeten besonders folgenreich waren. In vielen Bereichen werden Fachkräfte ersetzt, die bislang dafür zuständig waren, mündlich vorgebrachte Wünsche in die fachsprachliche Terminologie und die schriftlich gewünschte Fassung ihres Arbeitsbereichs zu übertragen. Vielfach werden sie durch Maschinen ersetzt, die von den mit ihnen kommunizierenden Menschen andere Handlungsstrukturen verlangen. Nehmen wir den Fahrkartenverkäufer bei der Bundesbahn und vergleichen wir ihn mit der Maschine, bei der ich meinen Fahrausweis erwerben kann. Auch mit dem Angestellten am Bankschalter habe ich anders kommuniziert, als ich es am Terminal tue, an dem ich meine Geldgeschäfte tätige. Es verschwinden ganze Bereiche aus unserer alltäglichen 'Kultur der Mündlichkeit'; funktionales Schreiben wird verlangt, Lesen muß man können, damit man weiß, was man schreiben soll.

Zusammengefaßt: Das sprachliche Vermögen von Menschen (insbesondere von jungen Menschen) wird heute – gemessen an den Anforderungen, die eine moderne Gesellschaft stellt, möglicherweise mit einem gewissen Recht als nicht hoch genug eingeschätzt; es ist aber sicher nicht niedriger als zu anderen Zeiten, oder sogar: Es war wohl noch nie so hoch, nur: Es hat auch noch nie so hohe Anforderungen an dieses Vermögen gegeben.

### 3.5. Und wie steht es um den Sprachgebrauch?

Wenn nicht die Sprachfähigkeit abgenommen hat, lassen sich dann vielleicht Veränderungen im Sprachgebrauch feststellen, die negativ zu bewerten sind?

Es lohnt sich, an dieser Stelle noch einmal bei W. Menzel (1985, S. 2) nachzulesen. Er schreibt:

Die Analyse der Rechtschreib- und Zeichensetzungfehler ergibt keine systematische Fehlerhaftigkeit, sondern eine auffällige Nonchalance im Umgang mit den Regeln der Rechtschreibung – sowie des unbekümmerten Umgangs mit der Unsicherheit selbst.

Und etwas detaillierter:

Nach meinen Erkenntnissen aus dem Umgang mit fehlerhaften Texten von Schülern und Studenten sind nicht die schwächer gewordenen Rechtschreibfähigkeiten selbst Kennzeichen für die heutige Schüler- und Studentengeneration, vielmehr sind es die Wandlungen in den Einstellungen zu Normen unterschiedlicher Art, die diese Generation charakterisieren. Diese äußern sich unter anderem im Bereich der Sprache (unklare Aussprache, Lässigkeit gegenüber äußeren Formen, schwer lesbare Schrift, Gleichgültigkeit gegenüber Orthographie und Interpunktion). Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist das auffällige Bild einer vernachlässigten Orthographie nicht in erster Linie ein Zeichen für geringere kognitive Fähigkeiten im Bereich der Sprache, nicht für Konzentrationsprobleme oder weniger Regelwissen, sondern wohl eher für die mangelnde Einsicht in den Wert, den Sinn und den Zweck der Einhaltung von Normen, – womöglich auch ein Zeichen für einen Widerstand gegen materielle Normen überhaupt.

Mir scheint in diesem Befund, der sich mit vielen Beobachtungen aus der Schule, der Hochschule und der Berufsausbildung deckt, ein wichtiger Ansatzpunkt für weitere Arbeiten zu liegen, die primär soziologisch ausgerichtet sein müßten und fragen müßten nach dem Grundhabitus des (jungen) Menschen von heute, der wohl u.a. dadurch geprägt ist, daß er Formellem eher abgeneigt ist, das Informelle in jeder Hinsicht bevorzugt – in der Einstellung zum Leben, im Umgang mit dem Mitmenschen, in seinem Freizeitverhalten, in seiner ganzen Wertorientierung – und eben auch im Sprachgebrauch. Hierher gehört die legere Weise, sich zu kleiden, wie der neue Stil, Feste zu feiern, hierher das schnelle Du auch zwischen Menschen, die sich nicht gut kennen und das neue Verhältnis von Mundart und Standardsprache. Hier hat sich wahrscheinlich wirklich Entscheidendes verändert, schlagwortartig formuliert: Orientierung an „postmaterialistischen“ Werten, Hinwendung zum Kleinen, Nahen, Alltäglichen und Überschaubaren. Und diese Neuorientierung findet ihren Ausdruck eben auch in einem bestimmten Stil, mit Sprache umzugehen.

Ich verfolge diesen an sich interessanten Strang an dieser Stelle nicht weiter, sondern komme auf die Arbeit in unserem Zürcher Projekt zu sprechen.

#### **4. Zum Projekt „Muttersprachliche Fähigkeiten von Maturanden und Studienanfängern in der Deutschschweiz“ – Ausgangssituation und Perspektiven**

##### **4.1. Voraussetzungen und Ziele**

Seit Oktober 1988 arbeite an meinem Zürcher Lehrstuhl, unterstützt

vom Schweizerischen Nationalfonds, eine Forschungsgruppe unter der Leitung von P. Sieber.<sup>10</sup> Die Arbeit steht unter dem Programm,

- den gegenwärtigen Ist-Zustand der sprachlichen Fähigkeiten von Maturanden und Studienanfängern in der Deutschschweiz detailliert zu untersuchen
- die offiziellen und nicht-offiziellen Erwartungen an die sprachlichen Fähigkeiten (Soll-Zustand) zu beschreiben und
- den ermittelten Ist-Zustand im Licht der Erwartungen zu werten und aus dieser Wertung heraus allfällige bildungspolitische Maßnahmen zu formulieren.

Unsere Arbeit steckt noch in den Anfängen. Nicht über Ergebnisse ist unter diesen Umständen zu berichten, sondern über Ansätze. So ist es denn auch nicht möglich, Meinungen Tatsachen gegenüberzustellen; wohl aber ist es möglich, Meinungen mit Hypothesen zu konfrontieren. Das soll im folgenden geschehen. Auf dem Gebiet der Meinungen sind wir gut dokumentiert: Wir verfügen über die Ergebnisse einer Umfrage zur Einschätzung der sprachlichen Fähigkeiten von Studienanfängern durch Hochschullehrer in der Schweiz. Sie sollen hier kurz vorgestellt werden. Anschließend daran sollen dann verschiedene Überlegungen skizziert werden, von denen wir bei unserer Arbeit ausgehen.

#### 4.2. Wie beurteilen Schweizer Hochschullehrer die sprachlichen Fähigkeiten der Studienanfänger?

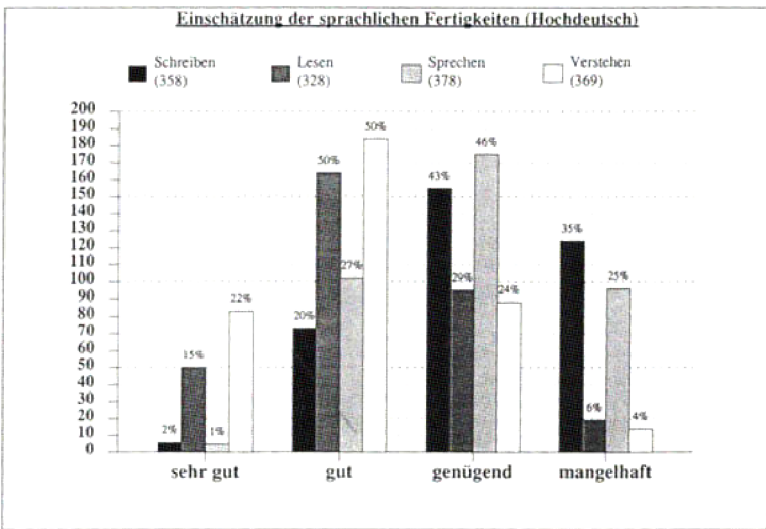
Um herauszubekommen, wie Schweizer Hochschullehrer die sprachlichen Fähigkeiten der Studienanfänger beurteilen, hat eine Arbeitsgruppe der Schweizerischen Rektorenkonferenz im vergangenen Jahr per Fragebogen<sup>11</sup> allen Dozenten an Schweizer Universitäten, die Lehrveranstaltungen

<sup>10</sup> Die Arbeit ist rückgebunden an die Aktivität einer gesamtschweizerisch ausgerichteten Arbeitsgruppe der Hochschulrektorenkonferenz, der Linguisten aus allen Schweizer Universitäten angehören.

<sup>11</sup> In dem Fragebogen wird (ich führe hier nur auf, was für den referierten Bereich von Wichtigkeit ist) eine Reihe von persönlichen Daten der Befragten erhoben (Geburtsjahr, Nationalität, Muttersprache, Stellung an der Universität, Universitätsort und Fakultät). In einem zweiten Teil werden Fragen nach der Einschätzung der muttersprachlichen Fertigkeiten der Maturanden/Studienanfänger gestellt, differenziert nach Schreiben, Lesen, Sprechen und Verstehen; für die Abstufung der Beurteilung wurde eine Viererskala zur Verfügung gestellt: sehr gut, gut, genügend, mangelhaft. Anschließend wurde danach gefragt, in welchen Bereichen die Befragten besondere Mängel sähen, und schließlich, ob sich nach ihrer Einschätzung die sprachlichen Fertigkeiten im (Hoch-)Deutschen in den letzten zehn Jahren verändert hätten - zum Guten oder zum Schlechten.

gen mit Studienanfängern durchführen, eine Reihe von Fragen vorgelegt.<sup>12</sup> In einer ersten Runde ging es dabei um zwei Fragen zum Stand der sprachlichen Fertigkeiten.

4.2.1. Die erste Frage lautete: „Wie schätzen Sie die sprachlichen Fertigkeiten (in Hochdeutsch) ihrer Studienanfänger ein?“ Gefragt war im Detail nach der Beurteilung der Fertigkeiten im Schreiben und Lesen, im Sprechen und im Verstehen auf einer vorgegebenen Viererskala (sehr gut/gut/genügend/mangelhaft). Die Auswertung ergab das folgende Bild:



<sup>12</sup> Die Gesamtauswertung der Aktion erfolgte durch E. Brütsch und P. Sieber, die Ergebnisse werden demnächst gesondert veröffentlicht. Ich gehe an dieser Stelle lediglich auf einige ausgewählte Daten aus den deutschsprachigen Hochschulen ein – das sind die Universitäten Basel, Bern, Freiburg und Zürich, die ETH Zürich und die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in St. Gallen.

Auffällig und wichtig ist uns daran:

Das Urteil ist nicht schmeichelhaft, aber so sehr vernichtend, wie man aufgrund der öffentlichen Aufregung meinen könnte, ist es auch nicht. Die Fertigkeiten in allen vier Teilbereichen (Schreiben, Lesen, Sprechen, (Hör-) Verstehen) werden überwiegend als „genügend“ oder besser eingestuft (Schreiben = 65 %; Lesen = 94 %; Sprechen = 75 %; Verstehen = 96 %). Auffällig freilich ist die Verteilung der Werte auf die vier Bereiche. Hier zeigt sich nicht etwa ein Unterschied zwischen „mündlichen“ und „schriftlichen“ Teilbereichen, sondern zwischen „produktiven“ (Schreiben, Sprechen) und „rezeptiven“ (Lesen, Verstehen): Die beiden produktiven Bereiche schneiden in der Bewertung deutlich schlechter ab als die beiden rezeptiven, besonders kritisch wird die Fähigkeit im Schreiben beurteilt.<sup>13</sup>

4.2.2. Ich komme zur zweiten Frage. Sie lautete: „In welchen Bereichen liegen ihrer Meinung nach besondere Mängel?“ Innerhalb der Großbereiche waren hier Teilbereiche zur Beurteilung angeboten worden, wobei über die angebotenen hinaus von den befragten Hochschullehrern weitere benannt werden konnten. Die Auswertung hier ergibt folgendes Bild:

Bereiche besonderer Mängel					
	Schreiben		Lesen		Sprechen/Verstehen
Stil	57%	Lesegenauigkeit	31%	Präzision	58%
Grammatik/Satzbau	56%	Literaturverarbeitung	24%	Rhetorische Präsentation	49%
Logik des		Literatursuche	17%	Wortschatz	48%
Gedankengangs	44%	Lesekapazität	16%	Flüssigkeit	29%
Interpunktion	44%	andere	2%	Spontaneität	28%
Textaufbau	36%			Aussprache	25%
Rechtschreibung	31%			Einführung	5%
Argumentation	26%			andere	2%
Graph. Darstellung	10%				
andere	2%				

<sup>13</sup> Man muß freilich mit diesem Befund etwas vorsichtig umgehen: Er könnte unter Umständen auch damit zusammenhängen, daß schriftliche Arbeiten (Proseminar- und Seminararbeiten, Prüfungsarbeiten) häufiger – auch – auf sprachliche Fertigkeiten hin taxiert werden.

Zusammengefaßt läßt sich hier feststellen:

1. Spitzenreiter auf der Mängelliste (und das kann kaum erstaunen, lassen sich doch unter diesen Punkten ganz unterschiedliche Mängel unterbringen) sind Stil, Grammatik/Satzbau und im Bereich des Sprechens/Verstehens Präzision. Die Antworten auf die gestellten Fragen werden in diesem Sektor übrigens reich durch verbale Kommentare ergänzt und beleuchtet, in denen insbesondere das Fehlen der Fähigkeiten beklagt wird (und zwar bei Studienanfängern ebenso wie bei Fortgeschrittenen), Gedanken präzise, grammatisch korrekt und in angemessenem Stil auszudrücken. Sprechen wird in diesem Zusammenhang oft mit Denken gleichgesetzt.<sup>14</sup>

2. Ebenfalls deutlich zeigt sich hier wieder die Asymmetrie zwischen Schreiben (als produktiver Fertigkeit) und Lesen (als rezeptiver Fertigkeit) – im mündlichen Bereich ist hier allerdings nicht differenziert worden.

3. Stark bemängelt werden allgemein die muttersprachlichen Fertigkeiten im Bereich Grammatik. In den Bemerkungen zu diesem Punkt reichen die Kommentare von „mangelhaft“ bis zu „jammervoll“ oder „katastrophal“.<sup>15</sup>

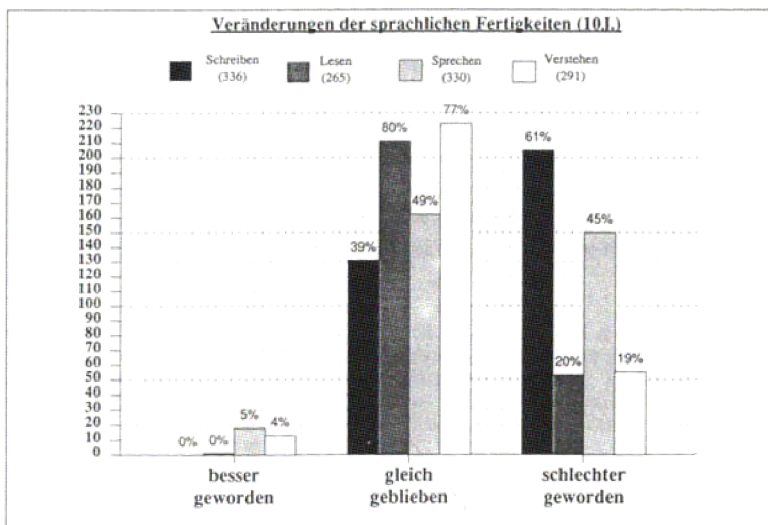
---

<sup>14</sup> Eine kleine Auswahl aus diesen Kommentaren vermittelt das folgende Bild: „Diese Punkte sind intern untereinander alle verknüpft und könnten unter 'Denkfähigkeit' subsummiert (sic!) werden. Die Sprache ist da nur Symptom“. „Die Hauptursache für 'sprachliche' Schwächen liegt im Mangel an logischem Denkvermögen“. „Hauptproblem ist die konsistente Verarbeitung der Gedanken zu einem Text“. „Es scheint mir insbesondere die Fähigkeit mangelhaft ausgebildet zu sein, den Inhalt unvollständig formulierter Gedankengänge phantasievoll und einfühlend zu erschließen“. „Der Verlust der Lese- und Schreibkultur (zeitlich und konzentrationsmäßig) zugunsten einer (Massen-) Bildkultur des Fernsehens (Illustrierte, Magazine usw.) ist offensichtlich! Das Bild spricht Emotionen an, das geschriebene Wort den Verstand“. „Drastische Verschlechterung der Fähigkeit, sich mündlich und schriftlich klar und logisch auszudrücken. Dadurch auch unpräzises Denken“. „– die mangelhafte sprachliche Ausdrucksfähigkeit ist nur sekundär, primäre Ursache ist eher eine mangelnde Denkfähigkeit“.

<sup>15</sup> Auch hier ergibt sich wieder ein recht plastisches Bild aus den ergänzenden Kommentaren: Sie reichen von neutralen Feststellungen und Begründungen von Veränderungen der Sprachfertigkeiten bei Studienanfängern bis hin zu emotionalen Äußerungen zum zunehmenden Verfall der Sprache. Einige Belege: „Ungepflegtheit des sprachlichen Ausdrucks.“ „Mangelnder Respekt vor dem korrekten sprachlichen Ausdruck.“ „Mangelnde Sprachpflege, Verfall des Sprachempfindens.“ „Differenzierte oder gar kunstvolle Ausdrucksweise werden selten. Sprache wird zum Gebrauchsgegenstand degradiert.“ „Reduktion und zunehmende Primitivität des Wortschatzes.“ „Zerfall der Grammatikkenntnisse.“ „Sinn für Sprache und sprachlichen Ausdruck verloren gegangen.“ „Schludrigkeit in allen vier Bereichen (Disziplinlose Intelligenz).“ „Es ist eine gewisse 'Verarmung' der Ausdrucksweise festzu-

4.2.3. In einer zweiten Runde der Befragung ging es um die Veränderungen der sprachlichen Fertigkeiten in den letzten 10 Jahren. Ich konzentriere mich hier auf die Feststellungen, die getroffen worden sind, und blende die Versuche, Gründe für die wahrgenommenen Veränderungen namhaft zu machen, an dieser Stelle aus.

Gefragt worden war: „Haben sich die sprachlichen Fertigkeiten (in Hochdeutsch) in den letzten 10 Jahren verändert?“ Das Ergebnis zeigt die folgende Graphik:



stellen.“ „Ich kann keine spezielle Verschlechterung feststellen. Die Kommunikationsfähigkeit schweizerischer Studenten war schon immer (seit 30 Jahren) schlecht!“ „War schon immer schlecht und ist schlecht geblieben.“ „Allgemeiner Fortschritt des Banausentums.“ „Hilfslosigkeit im Ausdruck: Satzbau, Wortschatz, Präzision und Argumentation.“ „Bei geschriebenen Äußerungen fällt zunehmende Primitivierung auf.“ „Am auffallendsten, äußerlich, der Zerfall orthographischer 'Disziplin'.“ „Das sprachliche Niveau aller schriftlichen Arbeiten (Klausuren, Seminar-, Diplom-, Doktorarbeiten) sinkt kontinuierlich und ist furchtbar.“ „Der zunehmende Sprachverfall ist bedenklich.“ „Es muß dringend etwas zur Rettung des Hochdeutschen in der Schweiz getan werden.“

Hier ist uns wichtig festzuhalten:

Die Werte sind außerordentlich deutlich: Kaum einer der Befragten konnte oder wollte in irgendeinem Bereich eine Verbesserung in den letzten 10 Jahren feststellen. Glaubt man den Befragten, sind die sprachlichen Fertigkeiten im besseren Fall gleichgeblieben, im schlechteren geringer geworden. Wieder liegt der Bereich Schreiben an der Spitze: 205 Befragte (= 61 %) finden, daß die schriftlichen Fertigkeiten der Studienanfänger in den letzten 10 Jahren schlechter geworden sind (nur ein Befragter fand, sie seien besser geworden). Und wieder zeigt sich eine deutliche Asymmetrie zwischen den „produktiven“ und den „rezeptiven“ Fertigkeiten.

### 4.3. Hypothesen für unsere Arbeit

Die Ergebnisse der referierten Umfrage stellen den Studienanfängern aufs ganze gesehen zwar keine hoffnungslose Prognose, sie sind aber tendenziell auch nicht positiv. Wie haben wir mit ihnen umzugehen?

Zunächst – im Sinne von Vorüberlegungen – drei Punkte:

1. Vor allem anderen ist festzuhalten: Wir haben in den referierten Aussagen Einschätzungen, nicht Fakten vor uns. Fakten sind um einiges schwerer zugänglich als Einschätzungen – das betrifft vor allem die Frage nach den Veränderungen.<sup>16</sup>

2. Uns wird zunehmend bewußt, daß wir wie viele andere auch (ohne uns dessen immer recht bewußt zu sein) in unserer Art zu fragen und wahrzunehmen sehr stark von Defizitvermutungen bestimmt waren. Wir haben noch sehr wenig systematisch gefragt, was Studienanfänger heute in wei-

<sup>16</sup> Hier stehen wir erst am Anfang, und wir haben – ich gestehe es – Schwierigkeiten, Schwierigkeiten sowohl mit dem Material als auch mit dem Kontext. Zum Material: Vom gesamten sprachlichen Leben der Maturanden/Studienanfänger früherer Zeiten ist uns lediglich das schriftliche Segment greifbar und hier speziell der Bereich „Textproduktion“; es fehlt also von vornherein die ganze „Mündlichkeit“, und nicht leicht zugänglich ist auch die rezeptive Seite der Schriftlichkeit. Von dieser Einschränkung abgesehen, leben wir freilich in der Deutschschweiz in einer vergleichsweise komfortablen Situation: So verfügen wir über schriftliche Arbeiten von Maturanden verschiedener Schweizer Schulen bis zurück ins 19. Jahrhundert. Ein Corpus, an dem z.Zt. gearbeitet wird, ist z.B. eine – lückenlose – Sammlung von Maturarbeiten in allen Fächern aus einem Nordschweizer Gymnasium. Und zum Kontext ist herauszustellen, was vorher schon angedeutet worden ist: Ein methodisch nicht leicht lösbares Problem ist damit gegeben, daß wir zwar Arbeiten aus einer früheren Epoche mit heutigen vergleichen können, daß wir aber zunächst einmal die Arbeiten einer jeden Epoche in Bezug setzen müssen zu den Lernzielen und zu den Bedingungen, unter denen sie entstanden sind. Hier ist noch einiges an Arbeit zu leisten.

teren Bereichen des Sprachlichen an Mehr (und eventuell an anderem) mitbringen. Unsystematisch sind wir auf manches gestoßen; ich nenne hier neben unabweisbaren Fortschritten im Gesprächsverhalten z.B. die Fähigkeit, Bilder und Bilderfolgen zu „lesen“. Es scheint an dieser Stelle eine starke – in Richtung „Entwicklung“ weisende – Veränderung zu geben, die wir noch nicht hinreichend aufgearbeitet haben.

3. Was uns Linguisten und Sprachdidaktikern im Bereich der sprachlichen Fähigkeiten zum Problem wird, ist vor einem weiteren Horizont Gegenstand des Nachdenkens bei Pädagogen, Soziologen und Philosophen. Ich meine die Wertwandeldebatte, die dort geführt wird. Wie man es dort tut, so müssen wir wohl auch hier strenger in den Blick nehmen, daß sich zunächst einmal die Anforderungen in der modernen Welt verändert haben. Und bezogen darauf muß dann gefragt werden, wie die Veränderungen im Verhalten, bezogen auf unsere Fragestellung: im sprachlichen Verhalten, zu beurteilen sind.

Unter diesen Voraussetzungen ist es uns zunächst einmal wichtig, das sprachliche Umfeld genau zu bestimmen, in dem Schulabsolventen und Studienanfänger heute leben. Ich tue dies im folgenden – skizzenhaft – in fünf Punkten. Sie bilden zugleich die Grundlage für die Hypothesenbildung in unserem Projekt.

1. Nimmt man Veränderungen in Forschung und Lehre an den Hochschulen – durchaus noch unter Ausblendung von gesellschaftlichem Wandel außerhalb dieser Institutionen – in den Blick, so läßt sich – bezogen auf 'Sprache' – z.B. feststellen:

Die Fachsprachen wurden in hohem Maße ausdifferenziert. Die Folge ist ein entsprechender Anstieg der Anforderungen gerade auch an die allgemeinen Sprachfähigkeiten des einzelnen, wenn er in die Lage versetzt werden soll, die Integration von fachsprachlichen Elementen in den allgemeinen Sprachgebrauch zu leisten. Im Grunde treffen wir hier auf den (hochschulischen) Spezialfall des vorher schon angesprochenen generelleren Problems der gestiegenen sprachlichen Anforderungen in unserer Gesellschaft. Die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten werden durch die veränderten Sozialisationsbedingungen in der Hochschule vermehrt: Während früher Studienanfänger in kleineren Kreisen auch in die mit den spezifischen Fachsprachen verbundenen Probleme eingeführt werden konnten, sind in den heutigen Massenuniversitäten die Bedingungen dafür kaum mehr gegeben, an vielen Stellen ist man auf monologische und/oder schriftliche Vermittlung angewiesen.

2. Die Gymnasien erfahren oft nur indirekt von den Veränderungen an den Hochschulen. Das hat eine zunehmende Unsicherheit in bezug auf die geforderten Qualifikationen mit sich gebracht. Im sprachlichen Bereich zeigt sich das z.B. daran, daß an Gymnasien teilweise fachsprachliche Spezifika gelehrt werden, während von Hochschulen die Forderung nach möglichst hoher allgemeiner Sprachkompetenz, die noch nicht fachsprachlich ausdifferenziert sein muß, erhoben wird.

3. Die zunehmende Fraktionierung von Wissen – in einzelne Fachbereiche und ebenso innerhalb dieser – macht die Ausrichtung auf gemeinsame, einzelfachübergreifende Ziele immer schwerer. Im Bereich der Ausbildung muttersprachlicher Fertigkeiten führt das zu einer Vernachlässigung in all jenen Fächern, die sich nicht spezifisch mit Sprache(n) beschäftigen. Und auf der anderen Seite finden oftmals fachspezifische Probleme im Sprachunterricht wenig Platz. Im Detail ist hier mindestens zweierlei wichtig:

- Der Beitrag der Nicht-Sprachfächer zur muttersprachlichen Bildung ist an den Gymnasien zwar Postulat, die Einlösung wird aber oft mit dem Hinweis auf das überlastete Fach-Curriculum hintangestellt (Projekte für institutionalisierte Kooperation zwischen naturwissenschaftlichen Fächern und dem Fach Deutsch versuchen hier bewußt gegenzusteuern).
- An den Hochschulen besteht kaum noch Konsens darüber, daß im Studium auch sprachlich Wesentliches gelernt werden muß. Dabei erfolgt doch der Aufbau von Fachkompetenz wesentlich auch durch Einführung in die Sprache eines Fachs. Und gerade neuere Untersuchungen zeigen, daß vor allem der Ausbau schriftsprachlicher Fertigkeiten mit dem Abitur noch keineswegs abgeschlossen ist.

4. Am deutlichsten sind Veränderungen greifbar in der heutigen Breite der den Schülern und Studenten abgeforderten Textmuster. Hier gilt z.B.:

- Für Maturanden zeigt sich die Breite u.a. in der offeneren und komplexeren Aufgabenstellung für die Herstellung von schriftlichen Texten (nicht nur im Deutschunterricht), die auch selbständige Planung und Realisierung voraussetzen, während früher die Einübung von mehr oder weniger festgelegten (und bearbeiteten) Textsortenmustern im Vordergrund stand.<sup>17</sup>

---

<sup>17</sup> Vgl. dazu detaillierter Sitta 1989.

- Für Studienanfänger reichen sie vom formalisierten Multiple-Choice-Test bis zur ausformulierten Proseminararbeit.

Anders gesagt: Beschränktere Fähigkeiten waren früher durchaus tauglich, um einstmals eindeutiger umrissenen gesellschaftlichen Konventionen zu entsprechen.

5. Der Begriff der „Sprachfähigkeit“ muß unter den heute gegebenen Umständen – zusätzlich – andere Fähigkeiten mit einschließen als früher, wenn ein kompetenter (rezeptiver und produktiver) Umgang mit der Gegenwartssprache und ihrer Komplexität ermöglicht werden soll, u.a.

- die Fähigkeit, mit der 'muttersprachlichen Mehrsprachigkeit' (den verschiedenen Varianten und Registern des Deutschen und ihren z.T. divergierenden Ansprüchen) umzugehen,
- die Fähigkeit, intentions- und adressatenorientierte Auswahlen zu treffen und den daraus resultierenden Anforderungen textuell zu entsprechen,
- die Fähigkeit, fachsprachliche und gemeinsprachliche Anforderungen in ein produktives Wechselverhältnis zu bringen,
- die Fähigkeit zur Orientierung an unterschiedlichen Textmustern.

Eine Untersuchung dessen, was als Sprachfähigkeit bewertet wird, muß sich im übrigen auch dem Problem stellen, daß Sprachfähigkeit als Ergebnis eines Zusammenspiels von unterschiedlichen Einzel- und Teilfähigkeiten nirgends klar gefaßt ist, in den Urteilen über sprachliche Leistungen aber in aller Regel als ein „Gesamtes“ bewertet wird. In solchen Gesamturteilen spielen Wertungen und Einstellungen von Gymnasial- und Hochschullehrern eine zentrale Rolle. Eine wichtige Aufgabe des Projekts wird es deshalb auch sein, diesen – meist sehr heterogenen – Vorstellungen über „Sprachfähigkeit“ und den daraus abgeleiteten Anforderungen und Wertungen nachzugehen.

## 5. Schluß

Probleme wie dasjenige, das uns hier beschäftigt hat, sind auf so engem Raum nicht abschließend zu behandeln, aber wir müssen zum Schluß kommen. Vielleicht fällt das leichter, wenn wir uns daran erinnern, daß an der Formulierung dieses Problems schon ganze Menschenalter vor uns gearbeitet haben, die Griechen, hier schon Hesiod und Homer, die Römer, klassisch z.B. Horaz (Carm.3,6, 46-48): „aetas parentum, peior avis, tulit/nos nequiores, mox daturos/progeniem vitiosorem“. So lange

schon so pessimistische Urteile. Noch einmal eines aus unserer Sprachgemeinschaft:

Was man an unsern jetzigen Abiturienten, wenn sie in die Universität eintreten, was man an den jungen Männern noch, welche sich zum Staats=Examen melden, meist an erster Stelle vermissen muß, das ist die Fähigkeit, sich auszudrücken, einen Gegenstand, der in ihrem Gesichtskreis liegt, den sie durchgearbeitet haben, wenn sie über ihn schreiben sollen, an der richtigen Stelle anzufassen, verständig einzuleiten, übersichtlich zu disponieren, befriedigend zu erschöpfen.

Das klingt (zumindest in seiner Aussage) modern und ist doch über 100 Jahre alt: Das Urteil stammt von E. Laas (1875, S. 54), einem wichtigen Didaktiker des vorigen Jahrhunderts, und bezieht sich auf die Generation unserer Großeltern. Wenn das so ist, sollte man dann nicht meinen, wir hätten Anlaß, den Kassandrarufen, die auch in unserer Zeit immer wieder zu hören sind, etwas gelassener zu begegnen? Ich meine es entschieden.

## Literatur

Blankertz, H. (1982): Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wetzlar.

Brügelmann, H. (1987): Wer ist Analphabet? In: Balhorn, H./Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, S. 255-258.

Drosdowski, G. (1988): Ist unsere Sprache noch zu retten? Mannheim.

Giese, H.W. (1987): Warum wird der Analphabetismus gerade heute zu einem Problem? In: Balhorn, H./Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, S. 260-266.

Imhof, B./Delmore, S./Ottiger, M. (1984): Die Zürcher Mittelschulen 1833-1983. 150 Jahre Schulentwicklung im Spiegel der Schülerzahlen, Schulen und Schultypen. (= Bildungsstatistische Berichte 25). Zürich.

Kübler, H.-D. (1985): Ende der Schriftkultur? In: Wirkendes Wort 35, S. 338-362.

Laas, E. (1875): Gymnasium und Realschule. Alte Fragen, mit Rücksicht auf das bevorstehende Preußische Unterrichtsgesetz. Berlin.

Ludwig, O. (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin/New York.

Menzel, W. (1985): Rechtschreibunterricht: Praxis und Theorie. Velber.

- Sieber, P. (1990): Perspektiven einer Deutschdidaktik für die deutsche Schweiz.  
(= Sprachlandschaft 8). Aarau.
- Sitta, H. (1989): „Die muttersprachlichen Fähigkeiten unserer Schüler werden immer miserabler!“ – Wirklich? In: Praxis Deutsch 96 (1989) S. 2-5.
- Villiger, H. (1979): Schreiben unsere Maturanden von Jahr zu Jahr schlechter?  
In: Deutschblätter 6, S. 3-24.
- Vogel, R. (1985): Rechtschreibfehler damals und heute. In: Menzel, W.: Rechtschreibunterricht: Praxis und Theorie. Velber, S. 64.